

3. Übernahme von Verantwortung in Kirche, ärztlicher Selbstverwaltung und Gesellschaft erweitert entscheidend die Einflußnahme, z.B. in Kirchengemeinderat, Synode, Ausschüssen und bei Vortragstätigkeit.

4. Mit den konziliaren Dokumenten wollen wir uns weiterhin bemühen, die Lähmung seit dem barbarischen Golfkrieg und dem Jugoslawienkonflikt sowie den hausgemachten Problemen deutscher Einheit zu überwinden. Wir können uns dafür einsetzen, daß Pfarrer, kirchliche Gruppierungen, Kirchengemeinden und Kirchenleitungen eindeutig progressive Stellungnahmen abgeben. Mit ihnen zusammen können wir konkrete Aktionen z. B. zur Krise im ehemaligen Jugoslawien und gegen das Wiedererwachen von Nationalismus und Rassismus durchführen.

5. Mit Lesen des Romans „Die Waffen nieder!“ von Bertha von Suttner können wir Mut fassen und uns über die Anfänge der Friedensbewegung informieren. Schon Bertha von Suttner hat erkannt, daß der Frieden als ein langwieriger Lernprozeß von abnehmender Gewalt und zunehmender Gerechtigkeit (ganz im konziliaren Sinn) begriffen werden muß.

PS: Literaturverzeichnis beim Verfasser zu erhalten: Olgastraße 35, 70182 Stuttgart.

Ulrich Börngen

Spurensicherung – Gemeindefarbeit in der DDR im Zeichen ökumenischer Offenheit

1. Die Kirchengemeinde im Kontext von Landschaft, Kultur, Sozialisation und Institution

Der Ort Viernau liegt am Südhang des Thüringer Waldes zwischen den Städten Schmalkalden und Suhl. Ein langgestrecktes Dorf in lieblicher, offener Tallage. Schaut man genauer hin, sind bereits fränkische Akzente in Sprache und Architektur erkennbar. Das gilt aber auch für manche Bräuche und Gewohnheiten.

Die Kirchen- oder Pfarrgemeinde gehört zum Kirchenkreis „Henneberger Land“. Dieser bildet eine Enklave der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen, Propstei Erfurt mitten im südlichen Gebiet der Ev.-Luth. Kirche in Thüringen.

Die Grenzen spielten aus der Erfahrung der Menschen auf fast allen Gebieten ihres Lebens immer eine besondere, ja beachtliche Rolle. Da war zunächst die nicht sehr weit entfernte innerdeutsche Grenze vor 1989. Diese damalige Staatsgrenze trennte nach 1945 die für diese Region typischen Lebensgewohnheiten. Schnell erreichbar waren vormals, und jetzt natürlich wieder, Städte wie Coburg, Bamberg, Würzburg.

Sie waren nicht nur wirtschaftlich interessant und attraktiv, sondern verkörpern noch heute Kirchengeschichte, Kunst- und Kulturerfahrungen einer barocken Lebenswelt. Eine gewisse Faszination lag auf der Hand, weil die Bürgerlichkeit der Städte ein Sinnbild des Wohlstands war.

Viernau war stets von ärmlichen Verhältnissen geprägt, ein größeres Waldarbeiterdorf mit kargem Boden und typischem Kleinhandwerk.

Die Lebensverhältnisse änderten sich mit zunehmender Industrialisierung in den dreißiger Jahren. Eine proletarische Schicht bildete sich nun auch in den größeren Dörfern heraus.

Die nahegelegene innerdeutsche Grenze war im Ort also immer gegenwärtig. Kein Wunder, denn von einem der höheren Berge aus konnte man unschwer über die Grenze hinwegsehen. Ein erster Blick auf einem Gipfel galt immer erst einmal dem Süden oder Westen des Landes.

Aber auch im Norden gibt es eine beachtliche Grenze. Sie ist naturbedingt und durch den Namen „Rennsteig“ markiert. Das ist der Höhenweg des Thüringer Waldes, der sich über 160 km als Längsachse des Gebirges erstreckt und zugleich die Wasserscheide zwischen dem Weser-, Rhein- und Elbstromgebiet bildet. Weitere Grenzen wurden durch Kirchengebiete und zahlreiche Länderhoheiten markiert. Mancherlei „Dreiherrensteine“ zeugen heute noch von „Fürstentümern und Gewalten“.

Unmittelbar hinter dem Ort wird eine Sprachgrenze erfahrbar. Dort befindet sich der Wanderer im Gebiet des „Hessischen“. Hier entdecken wir bereits ganz andere Sprach- und Lebensgewohnheiten.

Solche zahlreichen Grenzerfahrungen prägen selbstverständlich auch die Menschen über Generationen hinweg. Als wir vor 17 Jahren nach Viernau kamen, war uns das alles noch nicht so bewußt. Aber wir sollten wiederholt erfahren, welchen Stellenwert diese Prägungen in den Lebensbezügen haben können.

Nach den Kriegsjahren wurde auch Viernau von den Migrationsbewegungen erfaßt. Die damals Zugezogenen sind noch heute „Fremde“, also nicht wirklich dem Dorf zugehörig. Partnersuche und tägliche Arbeit waren auch bei jungen Leuten vor 1989 ortsgebunden, es gab also kaum Erfahrungen mit grenzüberschreitenden Orientierungen. Politisch gehörte Viernau zum ehemaligen Bezirk Suhl. Im DDR-Sprachgebrauch war gelegentlich von der „autonomen Gebirgsrepublik Suhl“ die Rede. Von autonom konnte allerdings keine Rede sein. Eher wurde damit der besondere politische Einflußbereich gewisser „SED-Fürsten“ gekennzeichnet. Der Bezirk Suhl war Synonym für Nachwuchstraining auf den Gebieten Militär, Polizei, Staatssicherheit, Partei usw.

Das Bild der Kirchengemeinde ist mitgeprägt von diesen Beobachtungen. Schauen wir in die Kirchenchronik, dann gibt es hier eine ausgeprägte evangelische Tradition. Einige Pfarrer waren sehr lange hier tätig. Das Gotteshaus bot einstmals etwa 700 Gemeindegliedern Platz. Der Gottesdienst galt zu allen Zeiten als die zentrale Hauptveranstaltung. Gemeindegruppen und Arbeitskreise waren entweder nicht vorhanden oder kategorisch untergeordnet. Nur wenige katholische Christen gibt es hier noch. Es sind ausschließlich Umsiedler. Sie werden kirchlich von der Stadt aus betreut.

Etliche Einwohner halten sich zur Neuapostolischen Gemeinde und anderen Sekten. Im Nachbarort gibt es eine kleine lebendige Gemeinde der Evangelisch-methodistischen Kirche. Bedeutend wirkte in der Vorkriegszeit die heutige Landeskirchliche Gemeinschaft in die Kirchengemeinde hinein. Auch Baptisten und Altluthera-

ner waren kurzzeitig ansässig. Alles in allem eine Fülle von Gruppierungen mit gegeneinander abgegrenzten Traditionen.

Die intensive politische Einflußnahme in der Zeit der DDR relativierte mancherlei Lebensbereiche bis hin in die Familien. So war in den Familien und Verwandtschaften des Dorfes manchmal alles vertreten: Die Großeltern waren einstmals evangelisch, die Kinder zur Hälfte aus der Kirche ausgetreten, der Onkel Bibelforscher. Parteizugehörigkeiten, Enkel und Urenkel mit z. T. sehr wechselnden Beziehungen zur Kirchengemeinde, alles war und ist vertreten.

Dennoch geben die alteingesessenen Familien bis heute noch den Ton an mit einer immer wieder sehr erstaunlichen Anpassungsfähigkeit an die jeweiligen politischen Verhältnisse.

2. Gemeinde unterwegs

Im Frühjahr 1976 war die Wiederbesetzung der Pfarrstelle mit der Planung einer besonderen ökumenischen Aufgabe durch Propst Dr. Heino Falcke verbunden. Der zunächst angedachte Plan einer ökumenischen Begegnungsstätte in der Nähe ließ sich nicht realisieren, letztendlich wegen des Widerstands der Bezirksbehörde. Für meine Frau und mich ergab sich daraus die Frage, ob und wie wir uns der Änderung unserer geplanten Arbeitstätigkeit stellen. Die Entscheidung kam aus der Situation heraus.

Erkundungen zeitigten Arbeitsaufgaben in der Gemeindegemeinschaft verbunden mit besonderen diakonischen Anliegen. Zunächst galt es, eine Gruppe von Körperbehinderten zu betreuen und weitere diakonische Erkundungen im Gebiet des Kirchenkreises aufzunehmen. Was sich im Verlauf der 16 Jahre daraus entwickelte, haben wir, jeweils anlässlich von Kirchentagen, in Berichten aus den verschiedenen Stationen unseres Weges darzustellen versucht. Von Anfang an achteten wir darauf, daß das Leben einer Gemeindegemeinschaft in den Erfahrungsbereich der ganzen Kirchengemeinde hinreichen müsse und dadurch ein gemeinsamer Lernprozeß ermöglicht werden solle. Die Existenz von Gruppen in und mit der Gemeinde, aber nicht neben ihr, war uns von Anfang an sehr wichtig. So waren Körperbehinderte als Gruppe der Anfang eines Konzepts zum Gemeindeaufbau und zugleich der Schlüssel für alle weiteren Aufgaben, Erfahrungen und Begegnungen, die sich daraus entwickelten.

Nicht vergessen sei die Skepsis und Kritik zahlreicher Gemeindeglieder, ja mehr noch die der inaktiven Beobachter. Die Palette reichte von Fürbitten in Gebetsgemeinschaften bis hin zur Anfrage hinsichtlich der eigentlichen Aufgabe des Gemeindepfarrers. Dennoch gelang es uns mit einem Kreis von Gemeindegliedern und interessierten Jugendlichen, die Existenz und Lebenssituation von Behinderten stärker in den Mittelpunkt des Orts- und Gemeindelebens zu rücken. Das war schon etwas, wenn man bedenkt, daß Mitte der siebziger Jahre das Problem des behinderten Menschen noch nicht Bestandteil der öffentlichen Diskussion im „real existierenden Sozialismus“ war. Lehrbriefe und Weiterbildungsprogramme des Diakonischen Werks waren sehr hilfreich zur Anleitung in Gemeindegemeinschaften.

Der Aufbau einer diakonischen Gemeindegemeinschaft bei einer Gemeindestruktur wie der unseren stieß bald an verschiedene Grenzen. Entscheidend war einmal die räum-

liche Situation. Es mußte gebaut werden. Aber wie bauen, wenn Basisprogramme dieser Art in der DDR weder rechtlich noch technisch ohne weiteres möglich waren? Unsere Bemühungen, ohne Materialien, Firmen und verantwortungsbereite Fachleute vor Ort ein Gemeindezentrum mit einem sehr komplexen Programm zu verwirklichen, wurden in der Gemeinde lapidar umschrieben: „Das war halt ein Glaubensbau!“ Mit anderen Worten: In abenteuerlicher Weise wurde aus der Idee eines auf unsere Praxis bezogenen Gemeindehauses schließlich im Jahr 1982 Realität. Interessant daran ist, daß die verschiedenen Stationen auf dem Wege von 1978 bis 1982 zum Zeitdokument werden sollten, nämlich zum Zeitdokument dafür – und das galt auch für die Jahre bis 1989 – wie auf unterster Ebene das Verständnis von Kirche in den Zeiten der DDR verstanden und dann auch in Konfrontation erfahrbar wurde.

Im Jahr 1991 fand eine Tagung des Internationalen Bonhoeffer-Komitees in Friedrichroda statt mit Professor Bethge, Altbischof Schönherr, Propst Falcke u. a. Zur Diskussion stand das Selbstverständnis des Staatssekretariats für Kirchenfragen nach 1976. Ein ehemaliger Mitarbeiter berichtete über dessen Auftrag und Entscheidungen bis 1989.

Meine Frau nahm an dieser Tagung teil und berichtete völlig überrascht, wie viele bestimmte Konfliktsituationen zwischen Staat und Kirche auf oberer Ebene konkrete Auswirkungen auf die untere Ebene, z. B. in Viernau, hatten. Restriktive Maßnahmen ließen dann nicht auf sich warten. So in Gestalt von Veranstaltungsverordnungen der Behörden, Versuche sogenannter „Differenzierungen“ mit der Absicht, Personen oder Gruppen gegeneinander auszuspielen oder Einschleusung von inoffiziellen Mitarbeitern. Besonders belastend war immer wieder das Verhältnis zur Schule. Für uns war das alles ein Gradmesser und Hinweis darauf, daß sich in unserer Kirchengemeinde und darüber hinaus etwas bewegte.

Was hat uns auf diesem Weg der sehr offenen und nach vielen Seiten einladenden Gemeindegemeinschaft motiviert und vorangebracht? Ich möchte es so formulieren: Wir waren eigentlich immer naiv genug, die zu erwartenden Spannungen zwischen Traum (Vision) und Wirklichkeit nicht als Ausgangspunkt zu nehmen. Die Herausforderungen durch die täglichen Ereignisse wechselten ab mit kleineren und größeren festlichen Ereignissen. Das Fest war für uns immer der Mittelpunkt aller Arbeit.

Ein älteres, gestandenes Gemeindeglied brachte unsere Arbeit auf seinen eigenen Nenner und entgegnete mir: „In unserem Dorf redet fast jeder vom Sozialismus, Herr Pfarrer! Aber ich sage denen immer, daß es hier keinen einzigen Kommunisten gibt außer unserem Pfarrer! Aber der ist keiner!“ Die Gerüchteküche war perfekt.

Viele Fremde halfen mit und Zaungäste gab es genug. Eine multikirchliche und multikulturelle Bau- und Lebensgemeinschaft stellte sich Tag für Tag dar, Abend für Abend. Nicht selten erfuhren wir uns als intensive Gesprächspartner und manche Eigenverantwortung erwuchs daraus. Die „Kirche“ genoß bei vielen Nichtchristen einen großen Vertrauensbonus. Gemeinde unterwegs! Dabei waren für uns Aufgaben und Zielsetzungen durch konkrete Schritte umrissen und getragen von einer Hoffnung, die ich Erwartung der „Landnahme“ bezeichnen könnte. Dahinter stand die Sehnsucht und auch Ungeduld, daß der Weg schon sein Ziel sein würde.

In der Kirchengemeinde und im Ort war zeitweise die Verwirrung groß. Die Medien hatten ihre Sensation. Kommune, Kreis und Bezirk konzentrierten sich auf

„Schadensbegrenzung“ nach außen! Es galt ja, den Widerspruch zwischen einer mobilen Kirchengemeinde im Alltag und der „Kirche“ nach den Vorstellungen der SED zu erklären. Der Widerspruch mußte aufgehoben werden, z. B. so: Die Fenster der Schule, welche den Blick auf die Baustelle freigaben, wurden mit Sichtblenden versehen! Wie wir heute wissen, war ein Teil der freiwilligen Helfer Zuträger für entsprechende Informationen!

Gemeinde unterwegs. Das war 1982 der Einzug in ein neues Gemeindehaus und gleichzeitig der Auszug aus alten Gewohnheiten und Behausungen. Mit den neuen Begegnungs- und Bewegungsmöglichkeiten verband sich unbedingt die Orientierung der Gemeindearbeit über den Ort und die eigenen Grenzen hinaus.

In einem kleinen Beitrag zur Zielsetzung für dieses Gemeindehaus heißt es: „Das Haus ist konzipiert für unsere Verhältnisse. Ein Gemeindehaus sozusagen maßgeschneidert. Wichtig ist uns, daß wir dieses Haus selbst gebaut haben. Die Handwerker, Arbeiter, Helfer kamen vorwiegend aus dem Ort. Aber Nachbarschaftshilfe von anderen Kirchengemeinden half uns in so manchen schwierigen Situationen weiter.“

Das Haus erhielt 1983 den Namen von Paul Schneider. Der Grund: Paul Schneider, der Prediger von Buchenwald, war christlicher Zeuge und Märtyrer in einer dunklen Zeit. Eine Zeit, aus der in der Kirchengemeinde „bekennende Christen“ z. B. nicht (mehr?) bekannt waren. Der zunehmende Abbau volkskirchlicher Verhältnisse mutete uns neue Wege zu und neue Fragestellungen, die auch Paul Schneider bewegten. Vielen Menschen in der Gemeinde wurde zunehmend deutlich, daß das Bekenntnis ein wesentlicher Faktor christlicher Existenz ist und wieder werden muß. Gemeinde kann eigentlich nur aus der Gemeinschaft wachsen und fruchtbar werden. Das Haus sollte deshalb etwas Selbstverständliches haben. Wir leben, lieben, leiden, glauben allein im Zeichen des Gekreuzigten.

Gemeinde unterwegs! Das war auch eine intensive Begegnung mit den Kindern. Von zu Hause aus in den Fragen des Glaubens ohnehin oft allein gelassen, beobachteten sie an ihren Eltern den alltäglichen Pragmatismus. Von den Großeltern erhielten sie hier und da gesagt, daß es gut sei, zur Kirche zu gehen. Zugleich waren sie geprägt von den Feindbildern, die ihnen in der Schule frühzeitig immer wieder eingehämmert wurden. Die Erziehung im Elternhaus bestand in der Festlegung der Hauptorientierung auf Beruf und Studium. Die Orientierung allen Familienlebens auf das Gesamthema „Arbeit“ als dem Inhalt des Lebens war für die Schulen ehrenvoller Auftrag zur Erziehung der Kinder im Geist der Parteiideologie.

Unsere kirchliche Arbeit mit und an den Kindern hat hier in unendlicher Kleinarbeit und mit viel Geduld und Improvisation versucht, ein Gegengewicht zu bilden. Die Kinder wurden oftmals von der Straße gerufen, Handzettel verteilt und immer wieder mit viel Offenheit oder kreativer Arbeit in die Kirchengemeinden eingeladen. Ihre innere Zerrissenheit, das mangelnde Wissen um die Fundamente christlicher Verkündigung, repressives Verhalten mancher Lehrer den Christenlehrekindern gegenüber – all das kennzeichnete die besondere Aufgabe der Christenlehre an den Kindern. Unser besonderes Anliegen war auch hier, Barrieren abzubauen, das Interesse der Kinder zu öffnen für Menschen, die anders waren oder dachten wie sie. Wir wollten sie ermuntern, über die bestehenden Grenzen in ihnen und um sie herum hinauszuschauen.

Der alljährliche Martinstag im November bot hierzu immer einen besonders guten Anlaß mit Familiengottesdiensten und Laternenumzügen durch das Dorf. Das waren spannende Tage für uns und die Polizei, den Bürgermeister und das öffentliche Gefüge eines Dorfes. Befragungen vor und nach den Veranstaltungen wurden in großer Zahl, meist unter Anordnung einer geheimen Angelegenheit, verordnet.

Ein gut besuchter Gottesdienst und etwa 200 Kinder mit Laternen auf dem anschließenden Weg durch das Dorf waren schon Grund genug, der Kirche vor Ort staatspolitische Gefährdung zu unterstellen.

3. Grenzüberschreitungen

Eine der ersten Grenzüberschreitungen ergab sich mit der unbedingten Orientierung über den Ort und die Kirchengemeinde hinaus. Die Kirchengemeinden waren 1976 noch sehr gut versorgt. Größere Orte als Viernau hatten selbstverständlich einen eigenen Pfarrer. Viernau war ein Unikum. Die Pfarrer „residierten“ in ihren Pfarrstellen. Es gab aber so gut wie keine Verbindungen. Die Arbeit mit Körperbehinderten in einer Dorfgemeinde signalisiert geradezu die Notwendigkeit der Regionalarbeit. Bald sollte es auch Begegnungen über Kreis- und Bezirksgrenzen hinaus geben. Die regionalen Kirchentage in Meiningen und die größeren in Erfurt festigten eine regionale Arbeitsgruppe und führten zur Vernetzung mit anderen Gruppen. Bald war es nicht mehr nötig, auf die Existenz von Behinderten zu verweisen. Sie gehörten dazu. Neue Aufgaben waren die Orientierung auf das, was jeder und jede an eigenen Gaben und Fähigkeiten, Leidenswegen und Benachteiligungen als Anteil am Lebensprozeß in das Erfahrungsfeld „Leben“ einzubringen hat. Daraus resultierten ganz praktische Themen wie z. B. „Eine Gemeinde ohne Behinderte ist eine behinderte Gemeinde“ oder „Gott ist in den Schwachen mächtig“ oder „Vertrauen wagen“.

Solcherlei Grenzüberschreitungen hatten eine gewisse Schneeballwirkung. Weitere Grenzen wurden angegangen. Eine einmal überwundene Grenze macht hellstichtig für weitere Grenzen. Die Kirchentage brachten mannigfache Verbindungen zu Gemeindegruppen in den alten Bundesländern. Partnerschaften bahnten sich auf verschiedenen Ebenen an. Basisgruppen und traditionelle Kreise ließen sich einfügen in eine gemeinsame Begegnungsebene. Die Treffen der Körperbehinderten waren schließlich mehr äußerer Rahmen der verschiedensten Veranstaltungen für „alle“: Jugendliche, Behinderte allen Alters, ökumenische Gruppen, Friedensgruppen, „sogenannte Grüne“, Artisten, Marxisten, Liedermacher, Werkstattgruppen, Schriftsteller, Maler, Touristen, Bands usw. Im Gemeindehaus begegnete man sich. Gäste aus der Bundesrepublik wirkten als Partner mit und sorgten für notwendige Verbindungen und Kontakte, die sich allmählich bis nach Tansania und Süd-Afrika, in die Schweiz oder nach Italien anbahnten.

Wo und wie sollten *Ausländer* in die Kirchengemeinden integriert werden? Traditionell geprägte Gottesdienste wirken selbst in ihrer aufgelockerten Form als sogenannte Familiengottesdienste für einen Südafrikaner wie eine „Trauerfeier“.

Die Suche nach Begegnungsmöglichkeiten zwischen Afrika und Europa in einer dörflichen Kirchengemeinde konnte auch nicht zum Inhalt haben, Gospelmessen als integrierten Bestandteil der Gottesdienste zum Nonplusultra zu erheben. Aber es

entwickelten sich Beziehungsebenen. So lebte ein Südafrikaner zur Vorbereitung eines Studienprojekts im Pfarrhaus und also in der Kirchengemeinde. Mit ihm wurden Gemeindeveranstaltungen durchgeführt. Er machte Besuche in der Gemeinde. So kam es eines Tages auch zu einer Begegnung im Kindergarten. Er erzählte den Kindern aus seiner Heimat, von seinen Träumen. Apartheid bedeutete für ihn und seine Familie Verfolgung, immer auf der Flucht zu sein. Vido Mabizela, das war ein Schwarzafrikaner zum Anfassen, ein Onkel Tom für die Kinder. Nur die bekannten Thüringer Klöße mochte er gar nicht, auch wenn er sie aus Höflichkeit nicht verweigerte. Die Einladung zu einem solchen Mittagessen gleicht in Viernau einer besonderen Ehrerbietung. Beziehungsebenen entwickelten sich eben immer dann, wenn man gemeinsam am Tisch saß, mit dreißig oder vierzig Gemeindegliedern oder mit vier oder fünf bis tief in die Nacht hinein. Beziehungsebenen wurden dort möglich, wo der Blick ins Angesicht frei wurde und wir uns als Hörer begeistern oder in Betroffenheit mitnehmen lassen konnten in die Homelands oder Bierhallen, Bahnhöfe in Soweto oder auf den Flüchtlingsweg durch Angola . . .

Ein wirklicher Höhepunkt dieser Erlebnisse sollte dann im Jahr 1987 ein afrikanisches Hochzeitsfest in der Kirchengemeinde sein unter erstaunlicher Akzeptanz der Ortsgemeinde und Mithilfe vieler Gemeindeglieder und Gruppen. Solche Begegnungen ebneten Wege für Gespräche und Kontakte mit Gruppen unterschiedlichster Art. Über das afrikanische Hochzeitsfest lernten Gemeindeglieder Kollektivgruppen aus Betrieben kennen, die so etwas wie Patenschaften für Ausländer übernommen hatten. Solche sogenannten Betriebskollektive bildeten soziale Zellen und waren manchmal wie eine Familie, entwickelten oftmals eine Eigendynamik ohne Partei-reglementierung. So war das Hochzeitsfest eine Begegnung mit zahlreichen Afrikanern, engagierten Gruppen verschiedenster Art im kirchlichen, aber auch der Kirche völlig fremd gewordenen, ja distanzieren Bereich.

Wie gesagt, wir waren dort an unsere Grenzen angekommen, wo der Charakter des Traditionellen und Privaten für staatliche Behörden durchbrochen wurde, z. B. in dem nicht ausbleibenden Interesse von Journalisten. So gab es Empörung in der Parteileitung des Bezirks über einen ausführlichen Bericht in einer Wochenzeitung zum Ereignis der Hochzeit.

Grenzüberschreitungen waren auch für den Körperbehindertenkreis nötig geworden. Unmittelbare Erlebnisse zeigten konkrete Handlungsmöglichkeiten auf. Das ergab Fragen wie z. B.: Wie leben Behinderte in Tansania? Aus der Betroffenheit über die Situation dort entwickelte sich ein Hilfsprogramm, welches „Behinderte helfen Behinderten“ benannt wurde. Rollstühle für Behinderte aus Tansania wurden gekauft und verschickt.

Zu Grenzüberschreitungen im buchstäblichen Sinne führte eine andere Erfahrung: In Viernau befand sich bis 1945 ein Arbeitslager für ausländische Häftlinge des NS-Regimes. Es bestand beredtes Schweigen über diese Vergangenheit, bis jenes Ereignis scheinbar ganz am Rande des Dorfgeschehens offenbar wurde. Zwei Italiener, Jugendliche noch, als Kriegsgefangene nach dem Sturz Mussolinis nach Deutschland deportiert, kamen auf tragische Weise in diesem Arbeitslager ums Leben. Beide erhielten jedoch eine Grabstätte in Viernau mit Angabe der Namen. Dorfbewohner nahmen sich der Gräber an und pflegten sie. Jahrzehnte später erfolgte die Exhumierung nach einem Suchantrag der Angehörigen beim Roten

Kreuz. Es gab fortan bleibende Kontakte einer Viernauer Familie mit den Angehörigen in Italien. Diese Kontakte führten zu der dem Gemeindegemeinderat gegenüber geäußerten Bitte, einen Stein des Gedenkens an die Opfer zu stiften und damit ein Zeichen der Versöhnung und des Friedens zu setzen.

In gemeinsamer Vorbereitung wurde daraus im Sommer 1989 (anlässlich des 50. Todestages des Predigers von Buchenwald, Paul Schneider) eine Begegnung mit intensiven Gesprächen und einem abschließenden Fest mit den italienischen Gästen. Die Begegnung deutete freilich auch auf alte Wunden, die offengeblieben waren. Vergangenes wurde plötzlich wieder lebendig, auch Mißtrauen wurde offenbar.

Die letzte Grenzüberschreitung gehört in das Jahr 1989, das Jahr der Wende. Die Grenzen, die nun überschritten werden konnten, bewirkten einerseits einen unglaublichen Ausbruch der Gefühle und gleichzeitig eine offensichtliche Verwirrung. Jetzt wurde das Gemeindehaus zum Treffpunkt verschiedenster, z.T. gegeneinander gerichteter Interessengruppen: Neues Forum, CDU-, SPD-Gespräche, Arbeitnehmer richten sich gegen Abwicklungen, Stasi-Foren, Bürgeraussprachen.

4. Wende gut, alles gut? Akzente

„Wende gut, alles gut?“ ist ein Dokumentar Road-Movie über die Lebenssituation von Christen ein Jahr nach den Revolutionen in Osteuropa. Einige Wochen war ein Filmteam des ORF in der ehemaligen DDR, in der CSFR und in Rumänien unterwegs, tauchte in die Lebenssituation der Menschen dort ein und „erfuhr“, wie osteuropäische Christen ein Jahr nach den Revolutionen leben: ihren Alltag, ihr Engagement, ihre Müdigkeit, ihre Ohnmacht, ihre Ängste, ihre Hoffnungen und ihre Visionen.

In diesem Film geht es nicht um „redende Köpfe“, sondern um Menschen in ihren konkreten Lebensbezügen! Der Film erzählt Bilder und Geschichten aus ihrem Alltag und gibt so die Gelegenheit, sich auch emotional mit diesen Menschen und ihren Lebenssituationen auseinanderzusetzen.

In einer Beurteilung des ORF-Films heißt es: „Dieser Dokumentar Road-Movie sieht und hört, welche Fähigkeiten die Menschen in diesen Ländern haben und was man von ihnen lernen kann. Der Film will auch zeigen, daß echte Partnerschaft und geschwisterliches Teilen Sinn machen!“

4.1 Die Versammlung der Glaubenden um das Wort Gottes und um das Sakrament und das personale Element der Kommunikation

Zusammenfassend möchte ich kurz eingehen auf die Veröffentlichung von Ulrich Duchrow zum Thema „Konflikt um die Ökumene“. Sein Buch mit dem Untertitel „Christusbekenntnis – in welcher Gestalt der ökumenischen Bewegung?“ hat mich sehr angesprochen.

Dort wird auf die Gestalt der Gemeinde Jesu Christi als Versammlung der Glaubenden um Wort und Sakrament verwiesen. In Orientierung an Dietrich Bonhoeffer wird das personale Element der Gemeinde betont. Bonhoeffer: „Nur in der Gemeinschaft mit anderen Menschen und mit Gott lebt der Mensch“ (Sanctorum Communio, S. 196, Berlin 1987). Und an anderer Stelle: „Gottes Handeln erstreckt

sich auf Personen, d. h. auf alle Einzelpersonen in der Gemeinde. Zuletzt aber sind diese Personen nur solche in der Gemeinschaft miteinander“ (S. 197). Und schließlich: „Nun ist der objektive Geist der Gemeinde wirklich der Heilige Geist geworden, das Erlebnis der ‚religiösen‘ Gemeinschaft ist nun wirklich das Erlebnis der Kirche und die Kollektivperson der Kirche wirklich Christus als Gemeinde existierend“ (S. 198). Was hier gesagt wird, bewegt uns aus dem Erfahrungsfeld einer traditionellen Kirchengemeinde, welche vor allem nach 1970 mehr und mehr das Schwinden von Volkskirche erlebte und zunächst nur irgendwie überleben wollte.

Nach Meinung des damaligen Gemeindekirchenrates bedurfte es lediglich neuer Gottesdienstformen, neuer Lieder und Gebete. Davon erhoffte man sich sehr viel. Die Gottesdienste fanden in einer nüchternen, viel zu großen Kirche statt. Als Predigt (sie war immer schon der Mittelpunkt des Gottesdienstes) wurde eine erbauliche Rede erwartet. Abendmahlsfeiern waren die Ausnahme. Eine Feier im Jahresschlussgottesdienst z. B. verbot sich, weil man ja anschließend ausgelassen feierte. Taufen im Gottesdienst konnten erst einige Jahre nach unserem Auszug stattfinden. Leidenschaftliche Debatten gab es wegen der Versetzung des Taufsteins aus einer Nische in das Kirchenschiff.

Wir suchten nach Menschen. Nach denen, die bereit waren, sich über das übliche Maß hinaus zu engagieren. Menschen, die bereit waren zur Begegnung. Und begegnen sollte heißen, auch nach dem Gottesdienst und einer Gemeindeveranstaltung miteinander zu reden, Freunde und Gäste mit in die Kirchengemeinde zu bringen, das Gemeindehaus als Ort der Sammlung und Versammlung zu lieben.

Wer aber waren die, die über das übliche Maß an Kirchlichkeit hinaus bereit waren, sich mit uns auf den Weg zu machen? Hier sind vor allem die Frauen zu nennen. Sie sind fast immer die Tapferen, die Verlässlichen und Engagierten. Sie prägen auch das Bild der Gemeinde vor Ort. Sie waren und sind für uns das „personale Element der Kommunikation“. Nicht selten ernten sie dafür zu Hause Kritik und hören Vorwürfe wie „Du bist wohl mit der Kirche verheiratet“.

Durchaus entgegen kam uns die Kontaktfreudigkeit und ausgesprochene Geselligkeit der Einwohner. Wir konnten jedoch in den ersten Jahren beobachten, wie streng und zurückhaltend gerade die Einheimischen sich dem kirchlichen Umfeld gegenüber verhielten.

4.2 Der Geist der Liebe Gottes richtet sich gegen Pragmatismus und Ängstlichkeit

Dagegen sind wir angegangen, ohne Helden gewesen zu sein. Allgemein galt ja die Regel, daß Rede und Tun erst einmal zwei verschiedene Dinge sind. Der sogenannte sozialistische Alltag wirkte in den Köpfen und Herzen der Menschen. So war das „Gespaltensein“ eine der Versuchungen. Eine andere war die abgründige Skepsis und das Mißtrauen, welches einfach immer wieder da war. Der Geist der Abgrenzung war überall erfahrbar. Dabei war uns als kirchlichen Mitarbeitern bewußt, daß nur sehr wenige Repressalien zu befürchten hatten. Aber es waren die Kinder, manche Pfarrfrauen, die zu leiden hatten. Gymnasium oder Universität war für Kinder kirchlicher Mitarbeiter grundsätzlich die Ausnahme. Und doch hatten es engagierte Gemeindeglieder ungleich schwerer.

Der Geist der Liebe Gottes! Wo war er zu spüren bei so viel Macht des Staates und so viel Verführung durch soziale und gesellschaftliche Angebote, die den Gemeindegliedern schließlich mehr Anerkennung und Bestätigung vermitteln als immerwährendes Engagement in der Kirche und für Schwache und Hilflose?

Die zahlreichen Begegnungen, Gespräche und manche Konflikte, die durchgestanden wurden, haben andere und uns ermutigt, ein wenig getroster, etwas gewisser und auch fröhlicher zu sein, weil wir uns öffnen ließen und wir an anderen ein „Sich-Öffnen“ beobachten konnten.

Ein ganz schlichtes Gemeindeglied, damals Köchin in einem staatlichen Betrieb, sorgte eines Tages für eine große Aufregung in der Parteileitung ihres Betriebes bis hin zur Kreisverwaltung. Was war geschehen? Mitteilungen der kirchlichen Presse und Ereignisse der Berliner Zionsgemeinde 1988 wurden von mir kopiert und nach dem Gottesdienst, schon aus Protest gegen die Praxis der Zensurierung, verteilt. In der Meinung, daß dies auch Arbeiterinnen des Betriebes wissen sollten, heftete die Frau die Ablichtung an die Stelle der öffentlichen Bekanntmachungen des Betriebes. Von einer fristlosen Kündigung wurde nur deshalb abgesehen, weil eine andere Köchin dem Betrieb nicht zur Verfügung stand. Keine kluge Verhaltensweise, wie andere sagten. Aber diese Frau sagte später: „Eigentlich wollte ich, daß die Leute etwas von ihrer Kirche merken“. Damit soll noch ein letzter Gedanke aufgenommen werden.

4.3 Die Kirche ist der Ort, der wir selbst sind, der uns beschreibt und an dem Jesus seinen befreienden und lebensspendenden Weg fortsetzt

Die Erfahrungen der Wende im Jahr 1989 haben fast alle Erfahrungen in und mit unserer Gemeinde noch einmal in ein neues Licht gesetzt. Mit der Öffnung der Grenze verband sich für uns die Erwartung einer veränderten Gemeindesituation. Was wir erhofften, war eine noch größere Offenheit der Gemeinde für die Ökumene. Wir warteten gespannt auf den Lernprozeß Demokratie auf unterer Ebene. Wir wünschten uns, daß der Ausbruch aus der Isolierung einer bewachten und eingegrenzten DDR neue Erfahrungen und Entdeckungen bringen könnte, welche an unseren vergangenen zu überprüfen wären und schließlich eine neue Wegbeschreibung als Kirchengemeinde ermöglichen würden.

Wir erleben gegenwärtig, daß Erfahrungen von Gemeinschaft vor 1989 verblasen. Die Suche, wie wir uns als Kirche zu verstehen hatten, führt die Gemeinden augenblicklich nicht selten in die Restauration: Es möchte vieles wieder so sein, wie man es von früher kannte. Trotzdem bleibt diese Frage lebendig und läßt sich nicht verdrängen: Welches ist der Ort, der uns beschreibt? Nicht selten trieb uns gerade diese Fragestellung aus Angst und Sorge weg. Manchmal standen dahinter auch Mutlosigkeit und Kleinglauben. Aber wir sind diese Frage nicht losgeworden. Sie hat uns nicht losgelassen. So lernen wir weiter oder von vorn, diesen Ort zu suchen oder wiederzugewinnen, an dem Jesus seinen befreienden und lebensspendenden Leidensweg fortsetzt.

Eberhard Vater